

## **EINLEITUNG**

Im Herbst 2003 betrat ich zum ersten Mal israelischen Boden. Unsere Journalistengruppe wurde in einem Bus nach Jerusalem und später ins palästinensische Ramallah gefahren. Durch die Busfenster sahen wir die Mauer, die Israel vom besetzten Westjordanland trennen soll, jedoch weitgehend auf palästinensischem Gebiet und nicht auf der Waffenstillstandslinie von 1949 verläuft. An manchen Orten war die Mauer bereits fertig gebaut, an anderen legten Arbeiter das Fundament. Wir durchquerten die Strassensperren ohne Probleme, trafen in Israel und im Westjordanland Vertreter von Uno und Menschenrechtsorganisationen, palästinensische Bauern, israelische Aktivisten. Sie legten uns Statistiken vor, sprachen über die wirtschaftlichen Konsequenzen der Besetzung, nannten Zahlen von Selbstmordanschlägen und Opfern, skizzierten neue Friedenspläne. Zurück in der NZZ-Redaktion, sass ich vor einem vollgeschriebenen Notizbuch. Ich war überfordert. Wie über einen Konflikt berichten, dessen die Leser längst überdrüssig sind, ermüdet von der ständigen Wiederholung der Zahlen, Statistiken, Friedenspläne, Abstraktionen? Über einen Konflikt, der polarisiert wie kaum ein anderer. In Israel und in den besetzten Gebieten hatten die Kriegsparteien Helden und Heldengeschichten geschaffen. Sie versuchten damit den Konflikt erträglicher zu machen, dem Leiden einen Sinn zu geben, Fragen nach Legitimation und Richtigkeit des eigenen Handelns aus dem Weg zu gehen. Im Ausland wurden die Helden je nach politischem Standpunkt schubladisiert, bewundert, verurteilt. Wer aber waren diese Helden überhaupt?

Im Herbst 2004 stand ich wieder in der Ankunftshalle von Tel Aviv. Ich wollte an der Universität Birzeit im Westjordanland ein Semester lang Arabisch studieren, wollte den Alltag erfahren, die Helden treffen, ihre Geschichten hören und miterleben. Ich blieb neun Monate und kehrte danach immer wieder für mehrere Monate nach Israel und in die besetzten Gebiete zurück. Ich sammelte Geschichten aus dem Alltag, traf Menschen in Ramallah, Tel Aviv, Nablus, Jerusalem, Gaza, Beersheba, Khan Yunis, Nahariya und anderen israelischen und palästinensischen Städten und Dörfern. Die Heldengeschichten waren nie schwarzweiss, sondern gezeichnet von inneren Kämpfen, gespickt mit vielen Fragen. Sie berührten mich. Die Protagonisten gaben dem Konflikt ein Gesicht und machten das Unverständliche nachvollziehbar. Zwei von ihnen, Mohammed und Shai, gaben den Ausschlag für dieses Buch.

Mohammed traf ich im Februar 2005 in Balata, dem grössten Flüchtlingslager im Westjordanland. Heute leben dort 22000 Palästinenser, Flüchtlinge von 1948 und 1967 sowie deren Nachkommen, auf einem Quadratkilometer Land. Arbeitslosigkeit ist die Regel, Hausdurchsuchungen, Invasionen der israelischen Armee und Verhaftungen gehören zum Alltag. Viele junge Männer haben sich militanten Gruppierungen wie den Aksa-Brigaden, dem bewaffneten Arm der Fatah, angeschlossen.

Mohammed war eben aus dem Gefängnis entlassen worden, als ich ihn kennenlernte. Er war siebenundzwanzig Jahre alt, deprimiert, hatte kein Geld, kein eigenes Zuhause. Er begann für mich als Übersetzer zu arbeiten, liess mich am Lageralltag teilnehmen, erzählte vom Gefängnis, von Verhören, von der Liebe, der Hoffnungslosigkeit. Er war wütend auf die Besetzer und auch auf die korrupte palästinensische Führung. An manchen Abenden umstellte die israelische Armee das Lager. Dann blieb ich bei Mohammed und seinen Verwandten. Wir schauten fern, lauschten dem mechanischen Geräusch der Panzerraupen, sagten: Inshallah, in Zukunft wird alles besser.

Shai, einen dreiundzwanzigjährigen Israeli, lernte ich einen Monat nach der ersten Begegnung mit Mohammed an einer Café-Bar im Busbahnhof von Tel Aviv kennen. Er sass ruhig und aufrecht da und sprach über die drei Jahre, in denen er als Elitesoldat der Fallschirmjäger im Westjordanland Dienst getan hatte – auch in Balata. Er erzählte, wie er im Namen von Demokratie und Landesverteidigung Palästinenser verhaftet, gedemütigt, erschossen hatte, und wie die Armee seine Identität umgekrempelt habe. Und er erzählte von der Reise durch Süd- und Nordamerika, die er kurz nach Beendigung des Militärdienstes im Jahr 2003 unternommen hatte, um dem Konflikt zu entfliehen und seinen Erinnerungen. Doch die Erinnerungen reisten mit, und immer intensiver meldete sich die Frage, ob das, was er drei Jahre lang als Soldat gemacht hatte, richtig gewesen war – ob die Besetzung eines Landes überhaupt je richtig sein könne.

Als Shai von seiner Reise zurückgekehrt war, trat er der Gruppe *Breaking the Silence* bei. Die Gruppe wurde von einem ehemaligen israelischen Scharfschützen und einigen seiner Kollegen gegründet. Mit einer Fotoausstellung im Juni 2004 und gesammelten Erinnerungen von Soldaten wollten die jungen Männer öffentlich Zeugnis ablegen von dem, was sie in den besetzten Gebieten getan hatten. Shais Dienstkameraden wandten sich von ihm ab. «Wir taten Dinge, die wir vielleicht nicht hätten tun sollen. Wir haben sicher Fehler gemacht, wir waren Kinder. Aber warum müssen wir darüber sprechen? Weshalb sollen wir den Hass auf Israel schüren? Es gibt Dinge, über die muss man nicht sprechen. Die Welt muss sie nicht wissen», tadelte einer seiner besten Freunde, ein Leutnant, Shais Mittun bei *Breaking the Silence*.

Mauern des Schweigens. Dass die israelische Regierung das Westjordanland einzäunen und einmauern liess, dabei palästinensisches Land annektiert, Dörfer einschliesst

und dass dieselbe Regierung den Gazastreifen mit seinen 1,5 Millionen Palästinensern in ein Gefängnis verwandelte, ist Ausdruck einer typisch menschlichen Eigenschaft: Lieber sperren wir ein Problem weg, verschweigen es hartnäckig und bekämpfen die Symptome, statt es anzupacken und zu lösen. So rechtfertigt die israelische Regierung den Bau der Mauer und der Sperrzäune damit, dass diese die Selbstmordattentäter von Israel fernhielten. Tatsächlich haben sich seit dem Mauerbau weniger Attentäter in Israel in die Luft gesprengt. Die Frage, weshalb sich Palästinenser in die Luft sprengen, wird jedoch gar nicht gestellt. Von solchen Fragen und erst recht von schlüssigen Antworten ist man heute weiter entfernt denn je. Stattdessen wird die Besetzung und Unterdrückung der Palästinenser fortgeführt. Es bestehen zwei scharf getrennte Welten: eine für Palästinenser und eine für Israeli. Wie die je anderen denken, was sie lieben und wovor sie sich fürchten, wissen weder Israeli noch Palästinenser. Und es gibt wohl kaum einen fruchtbareren Boden für Hetzpropaganda jeglicher Couleur als dieses gegenseitige Nichtkennen und Nichtwissen.

Shai und Mohammed haben sich diesem Nichtwissen so gut es ging entzogen. Mohammed war es nicht erlaubt, aus dem Westjordanland auszureisen, und so fuhr Shai an einem Apriltag des Jahres 2005 nach Ramallah, wo er Mohammed kennenlernte. Noch heute erinnern sich die Männer an dieses Treffen. Es führte nicht zu einer grossen Freundschaft oder gar einem Happyend, wie man sich das wünschen möchte. Shai rückte später wieder in die Armee ein, und Mohammed darf heute nicht einmal mehr nach Ramallah, sondern sitzt in Balata fest.

Diese Begegnung ist Symbol für das, was einmal war und nicht mehr möglich ist. Im Buch kommen aber auch andere Israeli und Palästinenser zu Wort, die im Konfliktgebiet aufgewachsen sind. Ihre Geschichten zeigen, wie Menschen unter einer ignoranten Politik der Abschottung und Vergeltung zu denken und zu handeln beginnen. So erzählt eine israelische F16-Kampffjet-Navigatorin, die in Libanon und im Gazastreifen Einsätze geflogen hat, aus ihrem Alltag, oder ein Anführer der Aksa-Brigaden erklärt, wieso er Selbstmordattentäter losschickt.

Der Militärdienst ist in Israel für Männer und Frauen obligatorisch, darum ist ein ganzer Buchteil den Zeugnissen israelischer Elitesoldaten gewidmet. Alle Palästinenser, die in den besetzten Gebieten leben, sind tagtäglich mit der Besetzung konfrontiert, deshalb finden ihre Alltagsgeschichten hier Platz. Auf ausdrücklichen Wunsch oder zu ihrem Schutz werden einige Protagonisten nur mit Vornamen genannt, oder ihr Name wurde geändert.

Obwohl die Situation der Israeli eine ganz andere ist als jene der Palästinenser, finden sich immer wieder Parallelen in ihren Geschichten und ihren Handlungsorten. So verbringen manche von ihnen viele Stunden ihres Lebens an Checkpoints – wenn auch

auf unterschiedlichen Seiten. Sie alle gehören zur Generation der Intifada-Jugend. Sie sind Gefangene ihrer jeweiligen Systeme, ihrer Vorurteile und Ängste.

Die Erinnerungen und Erfahrungen von Mohammed, Shai und den anderen Israeli und Palästinensern kann man lesen als Geschichten von weit weg, aus einem Konflikt, der uns nicht betrifft. Auch ich sah den Konflikt am Anfang als Konflikt der anderen, in dem es rationale Argumente für und gegen die Parteien gab. Erst als ich aufhörte, den Konflikt ausschliesslich rational zu erfassen, begann ich zu verstehen, was er mit den Menschen macht, wie er sie zerstört. Das Buch umfasst deshalb nicht nur sehr persönliche Schilderungen von Israeli und Palästinensern. Es enthält auch eine Auswahl meiner eigenen und für dieses Buch thematisch geordneten Notizen aus der Zeit von September 2004 bis August 2007. Sie erzählen vom Alltag und davon, dass in jedem von uns ein willfähriger Soldat oder ein potenzieller Attentäter steckt. Entscheidend ist die Welt, in der wir uns bewegen.

Karin Wenger  
Zürich, Februar 2008



Die meiste Zeit war ich in Tulkarem. Das war wie mein zweites Zuhause. Eines Nachts bekamen wir Bescheid vom Inlandgeheimdienst, es werde ein Palästinenser mit einer Tasche kommen. In der Tasche befinde sich eine Bombe. Drei Nächte lang hielten wir Wache, in der vierten Nacht kam er. Es war eine dieser militärischen Operationen mit Scharfschützen. Ich sah ihn als Erster. Er trug tatsächlich eine Tasche, grub ein Loch in den Boden und legte die Tasche hinein. Wir zielten auf ihn, schossen. Der erste Schuss ging fehl, die folgenden trafen. Ein Taxi kurvte heran, stoppte, und ich sah, wie die Eingeweide aus dem Bauch des Mannes quollen, als der Taxifahrer ihn ins Auto hievte. Dieses Bild des Angeschossenen werde ich nicht los. Er ist später an seinen Verletzungen gestorben. Ich glaube, er war erst sechzehn. Mein Kollege und ich erhielten von der Armee eine Medaille für speziell gute Leistung.

Am Freitag, nachdem wir den Jungen erschossen hatten, ging ich nach Hause. Meine Mutter holte mich jeweils am Checkpoint in Tulkarem ab und brachte mich wieder hin. Unser Krieg ist ja ganz nah, nicht so wie bei Amerika und Irak. Am Freitagabend haben wir immer ein grosses Essen mit der Familie. Mein Vater zeigte die Medaille allen Verwandten. Du kannst dir nicht vorstellen, wie stolz er war. Ich habe mich geschämt. Mein Vater ist Arzt, Kinderarzt, er hegt und pflegt Kinder, erhält sie am Leben, wann immer er kann. Trotzdem war er stolz auf mich. Der Junge, den ich erschossen hatte, gehörte zu den anderen, er war unser Feind. Wenn wir ihn nicht erschossen hätten, wäre vielleicht einer unserer Panzer oder Jeeps über die Bombe gefahren, und unsere Leute wären getötet worden. Da ist klar, für wen man sich entscheidet, welches Leben man opfert. Aber heute hetzt mich die Erinnerung. Er war ein Junge, noch fast ein Kind. Wenn ich die Geschichte anderen Soldaten erzähle, sagen sie: Gut hast du das gemacht. Du bist ein richtiger Soldat.

Es ist nicht so, dass dir deine Vorgesetzten sagen: Sei grausam zu den Palästinensern, aber du hast auf einmal Macht, und deine Kollegen, die sind wichtig, du darfst nicht versagen. Ich war neunzehn und hatte ein Gewehr. Ich musste nur meine Hände bewegen, mein Gewehr heben, und die Leute taten, was ich wollte. Als wärst du Polizist: Alle gehorchen dir. Du weisst, dass das irgendwie nicht richtig ist, aber gleichzeitig gefällt dir das Gefühl.

Ich war drei Jahre lang Tag und Nacht mit meinen Kollegen zusammen, wir haben getrunken, gelacht, gespielt, Gewehre geputzt, Verletzte beklagt, was immer. Ich gehörte dazu, ich war ein sehr geachteter Mann, weil ich ein Fallschirmjäger war. So funktioniert unsere Gesellschaft, von klein auf wird dir gesagt: Militär, das muss sein, das gehört zur nationalen Ehre. Bist du bei den Fallschirmjägern, wirst du geachtet, bist du gar Pilot, dann bist du die Crème de la crème. Warst du nur im Büro, erntest du bloss ein müdes Lächeln. Jeder hier ist im Militär gewesen. Lernst du neue Leute kennen, kannst du

sicher sein, dass du sofort gefragt wirst, in welcher Einheit du warst. Sogar die Werbung arbeitet mit den Soldaten. Zum Beispiel kommt ein Soldat vom Dienst nach Hause und trinkt dann seine Lieblingsmilch, die sich dank dieser Reklame noch besser verkaufen soll. – Irgendwann war ich Kommandant. In meiner Gruppe waren vor allem Russen. Für sie, die neuen Israeli, die aus Äthiopien, Russland oder sonstwoher kommen, ist die Armee die Möglichkeit, sich als gute Juden, als gute Israeli zu erweisen und in unserer Gesellschaft Karriere zu machen. Auch Beduinen und Drusen wollen in die Armee, um zu beweisen, dass sie vollwertige Israeli sind. Viele von ihnen sind hart im Kampf. Bessere Juden als wir alle. Einige Russen sind gar keine richtigen Juden. Werden sie getötet, begräbt man sie am Rande oder ausserhalb der jüdischen Friedhöfe. Dabei haben sie im Kampf für das Land Israel ihr Leben gelassen.

Nach dem Militärdienst bin ich auf Reisen gegangen. Ich wollte weg. Drei Jahre lang hatte jemand über jede einzelne Minute meiner Zeit bestimmt. Im Militär zerstören sie das, was du bist und machen einen andern Menschen aus dir. Ich reiste durch ganz Südamerika, dann rauf bis New York. Ich nahm an jeder Demonstration gegen den Krieg teil. Ich begann zu denken und zu schreiben. Als ich zurückkam, trat ich *Breaking the Silence* bei. Wir stellten Fotos aus der Armeezeit in Israel aus. Meine einstigen Kameraden begannen mich zu meiden. Heute spricht keiner meiner vierzig Kollegen aus der Armeezeit noch mit mir, dabei haben wir drei Jahre lang fast jede Minute zusammen verbracht. Wir waren Kumpel. Heute bin ich für sie ein Verräter.



**Muwaffak Abu Hamid wurde verhaftet während einer Auseinandersetzung zwischen israelischen Soldaten und palästinensischen Jugendlichen in Gaza. Er hatte sich nicht daran beteiligt und wurde nach zehn Tagen Haft wieder freigelassen. 1993.**